

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 10

Artikel: Nordamerikanische Steppenindianer heute : Begegnungen und Eindrücke
Autor: Guggenbühl-Craig, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NORDAMERIKANISCHE STEPPENINDIANER HEUTE



Zeichnung: Karin Lieven

Begegnungen und Eindrücke
von Dr. med. Adolf Guggenbühl-Craig

Nächtlicher Besuch

mich in unserem kleinen Holzhaus am Rande einer großen Stadt der mittelwestlichen Prärie der Vereinigten Staaten mit meiner Frau und meinen Kindern zum Tische setzen, als die Hausglocke läutete. Ich öffnete die Türe. Da lehnte sich ein großer Mann, das kohlschwarze Haar wirr über das Gesicht hängend, an den Türpfosten. Die Backenknochen stachen seltsam in der Dämmerung hervor, die tiefdunklen Augen widerspiegeln das Licht der nahen Straßenlaterne und sein Gesicht hatte die Farbe von gebranntem Lehm. Er roch stark nach Alkohol und konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten. Es war ein betrunkener Indianer. Er stellte sich als Jack Mighty Eagle vor.

Ich fragte, was er von mir wolle und er erwiderte, ich sei doch Psychiater, und er möch-

te mich um Rat fragen. Ich forderte ihn auf, hereinzukommen.

«Was bringt Sie hieher?» fragte ich ihn.

«Ich wohne hier in der Nachbarschaft», sagte er, «und wollte eigentlich einen indianischen Medizinmann sprechen. Es gibt hier in der Stadt aber keinen. Ein Freund sagte mir, ein Psychiater entspreche am ehesten einem Medizinmann, und er verstehe auch etwas von Träumen. Mein Bekannter kennt Sie vom Psychiatrischen Institut her.»

Er fuhr dann fort, er habe seit Monaten einen gräßlichen Traum. Von frühester Jugend auf sei ihm jeweilen fast jede Woche in der Nacht ein alter Indianer mit dem Kriegsschmuck eines Häuptlings, hoch zu Roß, im Himmel erschienen. Dieser habe ihn immer fröhlich angelacht, und er habe ihn stets gerne gesehen. Seit einiger Zeit habe sich aber der alte Häuptling in ein Schreckgespenst verwandelt. Seine

Kopfbedeckung sehe nun ähnlich aus wie eine billige Pfanne und mit unheimlichem Grinsen stürze sich die Gestalt jede Nacht auf ihn, so daß er schweißgebadet erwache. Dies sei der Grund, weshalb er Rat von mir holen möchte.

Ich arbeitete damals in einem hervorragend geleiteten psychiatrischen Universitäts-Institut des mittleren Westens als Assistenzarzt. In der Stadt, wo sich das Institut befand, lebten Vertreter der verschiedensten Völker und Nationen. Da gab es Neger vom Süden und solche, die schon seit Generationen im Norden ansässig waren, Mexikaner, aber auch Angehörige sämtlicher Völker von Europa. In meiner beruflichen Tätigkeit lernte ich die Probleme aller dieser Rassen gut kennen. In den ärmsten Teilen der Stadt hausten die aus den Reservationen hereinkommenden Indianer. Für diese interessierte ich mich mit der Zeit ganz besonders. Sie suchten meistens psychiatrische Hilfe wegen Trunksucht oder wegen schlechten Träumen, teilweise auch wegen schweren Depressionen. Man kann weder ein Volk noch einen einzelnen Menschen richtig verstehen, wenn man nichts aus seiner Vergangenheit weiß. Ich sah bald ein, daß ich meinen indianischen Patienten nicht richtig helfen konnte, so lange ich nicht ihre Kultur und ihre Geschichte besser kannte. Ich versuchte deshalb, ihre Familien kennenzulernen, beteiligte mich an indianischen Festen und studierte auch ihre Geschichte an Hand ihrer Überlieferungen und von Dokumenten, die sich in der Universitätsbibliothek befanden.

Bis zum letzten Kind Kehren wir wieder zurück zu

Jack Mighty Eagle. Nachdem ich ihn etwa zehnmal gesehen hatte, zog er während einer Besprechung ein dunkles Büschel aus seiner Rocktasche. «Dies ist sehr wichtig für mich», sagte er, «es ist das einzige, was ich von meinem Großvater, Broken Arrow, besitze. Es ist der Skalp eines toten Feindes, den er sich als 15jähriger Knabe geholt hat.»

Jack begann mir dann von seinem Großvater zu erzählen. Für ihn, wie für viele andere meiner indianischen Patienten war die Generation der Großväter und Urgroßväter von entscheidender Bedeutung. Kein Wunder, denn diese Generation war es, welche in der amerikanischen Prärie zwischen 1830 und 1900 die letzten Freiheitskämpfe ausfocht.

Broken Arrow war ein Cheyenne-Indianer.

Die letzten Kämpfe dieses kriegerischen Stammes fanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts statt. Sie waren wie die aller anderen Steppenindianer von außerordentlichem Heroismus. Die Begegnung der Cheyenne-Indianer mit den Weißen verlief im üblichen Rahmen. Siedler erschienen, die Regierung schickte Soldaten, verlangte Land, sprach dem Stamm aber gewisse Gebiete zu, und versprach hoch und heilig, daß diese den Cheyenne auf ewig gehören würden. Dann wurde der Vertrag verletzt, die Hälfte des Gebietes von den Weißen besetzt und wiederum wurden Versprechen abgegeben, daß das übrigbleibende Land bestimmt auf immer den Cheyenne gehören würde. Wiederum kam es zu einer Vertragsverletzung; und so wurde schließlich der ganze Stamm mit List und Tücken auf ein immer engeres Gebiet zurückgedrängt.

Der unmittelbare Anlaß zu den letzten Kämpfen der Cheyenne war ein Überfall eines Bataillons der amerikanischen Bundesarmee auf ein Cheyenne-Dorf und die Abschlachtung dessen sämtlicher Einwohner. Dieser Überfall geschah, da der Kommandant vermutete, daß sich ein Pferdedieb in dem Dorfe verstecke. Drei Tage nach dem Massaker stellte sich dann allerdings heraus, daß die Pferde von einem berüchtigten weißen Räuber gestohlen wurden.

Die Cheyenne beschlossen nun, den Krieg zu beginnen, da sie fanden, es sei besser im Kampf umzukommen, als langsam ausgehungert oder umgebracht zu werden. Der aus wenigen tausend Köpfen bestehende Stamm wehrte sich lange verzweifelt gegen die Übermacht der weißen Soldaten; sie vollbrachten dabei militärische und organisatorische Leistungen, die einzigartig sind. Über sechs Monate gelang es den Bundesstruppen trotz zahlreicher Übermacht nicht, die Cheyenne zu besiegen. Während dieses langen Abwehrkampfes mußten die indianischen Krieger gleichzeitig dafür sorgen, daß ihre Frauen und Kinder nicht verhungerten. Unter schwierigsten Umständen wurden weiterhin Kinder geboren und wurde das ganze Leben des Stammes fortgeführt.

Schließlich brach der Winter herein. Die endlosen Ebenen bedeckten sich mit Schnee, und die wenigen überlebenden Krieger hatten immer größere Mühe, gleichzeitig zu kämpfen und ihre Frauen und Kinder am Leben zu erhalten. Der Stamm trennte sich deshalb in

zwei Teile. Der eine zog gegen Norden mit der Absicht, nach Kanada zu gelangen, der andere versuchte, sich gegen Westen durchzuschlagen.

Schließlich ging die Munition aus. Der Stamm hatte keine Decken mehr, um die Kinder vor dem Erfrieren zu retten und mußte sich den weißen Truppen ergeben. Die Verbliebenen wurden vom Militär in Baracken einquartiert und man teilte ihnen mit, daß sie nun endgültig in den Süden abtransportiert würden und die heimatliche Prärie auf immer zu verlassen hätten.

Die Indianer versuchten, sich an die Regierung in Washington zu wenden und die Deportation zu verschieben, hatten aber keinen Erfolg.

Nun nahte die Weihnachtszeit. Ein gewaltiger Schneesturm jagte über die Ebene dahin. Ein Schneesturm in der Prärie östlich der Rocky Mountains ist auch heute noch ein Naturereignis von eindrücklichster Unheimlichkeit. Schutzlos ist jedes Lebewesen dem dahinrasenden eisigen Sturm ausgesetzt. Gelingt es nicht, sich sofort hinter einer kleinen Anhöhe niederzulassen, so wird man in kürzester Zeit erfrieren und vom Schnee begraben werden. Wird man von einem solchen Sturm überrascht, so ist es unmöglich, auch nur wenige hundert Meter weit zu gehen, da man nach kürzester Zeit vor Erschöpfung zusammenbricht.

Als ich einmal von einem «Blizzard» auf offener Straße überrascht wurde und nicht mehr weiterfahren konnte, wollte ich mich zu Fuß zu dem nächsten Dorf, das nicht mehr als ein Kilometer entfernt war, begeben. Durch das Autoradio erhielt ich aber die Warnung, in einem Blizzard (Schneesturm) geratene Automobilisten sollten auf alle Fälle im Wagen bleiben.

Nach sechsständigem Warten kam dann ein Schneepflug vorbei und befreite mich. Der Führer erzählte mir, daß drei Kilometer von mir entfernt ein Mann, der versuchte, sein nur 300 Meter von seinem steckengebliebenen Auto entferntes Haus zu erreichen, erfroren sei.

Die Wucht des Blizzards war in dieser Nacht vor Weihnachten so gewaltig, daß die wachhabenden amerikanischen Soldaten sich in ihre Baracke zurückzogen.

Die Cheyenne sahen ein, daß ihr Schicksal endgültig besiegt war, daß der Befehl zur De-

portation nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Und nun faßten sie einen Entschluß, der für die Geisteshaltung dieses von unbezwingbarem Freiheitsdrang erfüllten Volkes charakteristisch ist. Sie zündeten ihre eigenen Baracken an. Die Krieger nahmen die alten Frauen und Männer auf die Schultern, die jungen Frauen ihre Kinder auf den Rücken und das ganze Volk schritt in den heulenden Schneesturm, wohl wissend, daß dies den sichern Untergang bedeutete.

Als sich dann nach einigen Tagen der Sturm legte, fand man den ganzen Stamm, im Kreise herum sitzend, erfroren. Die Indianer hatten den Tod durch die harte Natur ihres Landes einer Unterwerfung durch fremde Eroberer vorgezogen.

Broken Arrow, Mighty Eagles Großvater, nahm an diesen letzten Freiheitskämpfen teil. Drei Tage, bevor seine Gruppe gefangen genommen wurde, zog er zur Jagd aus, um für seine Familie etwas Nahrung zu erbeuten. Bei seiner Rückkehr sah er, daß sich seine Stammsgenossen ergeben hatten. Er zog dann allein gegen Norden, schloß sich den Sioux-Indianern an und erfuhr später von dem Untergang seines Volkes.

Pow-How An einem Sonntag fuhr ich nach der Kirche mit dem Auto in eine nördliche Reservation. Zufällig fand gerade ein Pow-How statt. Auf dem Gipfel eines kleinen, bewaldeten, etwas sumpfigen Hügels war eine größere Lichtung. Auf der schlammigen Zufahrtsstraße sah man mehrere verlotterte Fords, aus deren Fenster rundgesichtige Indianerkinder herausschauten. In der Lichtung selbst befanden sich am Rande einige Zelte, in denen die Indianer von entfernteren Orten während des Pow-Hows lebten.

An von Baum zu Baum aufgespannten Seilen hingen gewaschene Windeln. In der Mitte saßen einige alte Männer, die mit unbeweglichen Gesichtern auf Trommeln einen eintönigen Rhythmus schlugen. Darum herum saßen in einem großen Kreis teilweise zerlumpte, teilweise sehr sorgfältig angezogene Indianer.

Schließlich kam aus einem der Zelte ein Indianer in vollem Kriegsschmuck heraus und machte zögernde Versuche, sich zum Rhythmus der Trommeln tänzerisch zu bewegen. Mit den langen Adlerfedern auf dem Kopf schien er übernatürlich groß. Die kleinen Glocken an seinen Beinen unterstrichen den Takt des Tan-

zes. Niemand beachtete ihn. Dann kam einer nach dem andern, bis daß die Lichtung völlig von Tanzenden gefüllt war.

Der Rhythmus wurde lebhafter, die Bewegungen wurden wilder. Schließlich erschienen junge Mädchen und Frauen in langen Wildlederhemden und hoch zugeknöpften Kragen und bewegten sich mit ganz kleinen Schritten am Rande der immer wilder tanzenden Männer. Die tanzenden Indianer verloren langsam jede Zurückhaltung und es war ein Schauspiel von gewaltiger Urtümlichkeit.

Gleichzeitig wurde gesungen. Ich ließ mir die Lieder von meinem Nachbarn ins Englische übersetzen. Die meisten drehten sich um Krieg, um Angst und um die Anbetung der Sonne.

Die Neigung zur Ekstase, wie sie sich an diesem Pow-How zeigte, ist charakteristisch für die Kultur der Indianer der großen Prärien östlich der Rocky Mountains, der bekannten Stämme der Sioux, Cheyenne, Ogallala, der weniger bekannten Pawnees, Otos, Winnepagos, Omahas, Ponkas, Arapahos und wie sie alle heißen.

Gewisse amerikanische Ethnologen unterscheiden apollonische und dionysische Kulturen. Die apollonische Kultur versucht den Menschen dadurch glücklich zu machen, daß sie Exzesse vermeidet und ruhige Abgeklärtheit erstrebt. Herrschaft des Verstandes und Nüchternheit werden geschätzt. Unsere eigene westeuropäische Kultur könnte in gewisser Hinsicht als apollonisch bezeichnet werden.

Die Vertreter der dionysischen Kultur haben andere Ziele. Das höchste Glück des Menschen suchen sie durch ekstatische Verbindung mit göttlichen Mächten zu erreichen. Ein klares Bewußtsein wird nicht geschätzt, sondern es wird versucht, die Bewußtseinslage so zu verändern, daß es möglich wird, durch Visionen mit Gott oder den Göttern in Verbindung zu treten.

Die Cheyenne-Indianer gehörten wie die meisten übrigen Steppenindianer zur Zeit der letzten Freiheitskämpfe eindeutig der dionysischen Kultur an. Junge Männer zogen in die Wüste hinaus, aßen und tranken tagelang nichts, bis sie durch Hunger und Durst in einen deliriumähnlichen Zustand kamen, in dem sie dann gewaltige Visionen hatten. Das Ansehen, das Broken Arrow bei seinem Stamm genoß, beruhte vor allem auf göttlichen Gesichten, die er während seiner Jugendzeit hatte. Ein ande-

res Mittel, sich in Ekstase zu versetzen, war der Tanz, wieder ein anderes das Töten.

Während des Pow-How war mir ein bestimmter Tanz und dessen begleitender Gesang besonders eindrücklich durch seine ekstatische Wildheit. Zu meinem großen Erstaunen übersetzte mir mein Nachbar den Inhalt der Gesänge folgendermaßen: «Wir fürchten uns, wir müssen töten gehen, wir haben Angst, wir könnten verletzt werden, wir fürchten uns vor Hunger und Kälte, wir fürchten uns zu sterben usw.»

Dies, so erklärte mir mein Übersetzer, sei ein Gesang, der jeweilen von den jungen Männern angestimmt wurde, wenn sie auszogen, um ihren ersten Feind zu töten und sich wenn möglich dessen Skalp zu bemächtigen. Es war also keineswegs so, daß die Indianer ihre Gegner aus brutaler Mordlust umbrachten. Ganz im Gegenteil. Den Jünglingen, die das erste Mal ausziehen mußten, um einen Gegner zu töten, war es ungefähr so unheimlich zumute, wie es dies einem jungen Zürcher Gymnasten im selben Falle wäre. In dieser angstfüllten Stimmung vor dem Überfall und in dem tiefen Schrecken nach dem Tod des Feindes lag aber gerade das, was sie suchten, nämlich eine Änderung der Bewußtseinslage, die es ihnen dann ermöglichte, durch Visionen mit Gott in Verbindung zu treten. Das Töten war also nur Mittel zum Zweck, nur ein Weg, sich durch ein tiefgreifendes Erlebnis derart erschüttern zu lassen, daß es möglich wurde, göttliche Erscheinungen zu haben.

Von Bauern zu Jägern Wie sich das Leben der Steppenindianer abspielte zur Zeit, als Broken Arrow ein junger Mann war, kann man mit vielen Verzerrungen in jedem Wildwestfilm sehen. Sie waren hervorragende Reiter und die Grundlage ihres Wirtschaftslebens war die Büffeljagd. Ackerbau wurde beinahe nicht getrieben. Interessanterweise war das aber nicht immer so. Die meisten Stämme der Prärie-Indianer wohnten noch im siebzehnten Jahrhundert im Osten in der Umgebung der großen Seen und trieben Ackerbau. Der Druck der weißen Einwanderer verdrängte sie dann langsam auf die unfruchtbare Prärie. Und nun ging eine erstaunliche Veränderung vor sich. In wenigen Generationen gelang es den Indianern, sich der veränderten Umgebung und den

veränderten Verhältnissen anzupassen. Sie, denen die Pferde vollständig unbekannt gewesen waren, verwandelten sich in kurzer Zeit aus seßhaften Bauern in ein typisches reitendes Nomadenvolk mit einer ausgeprägten Kultur. Es zeigt das, wie anpassungsfähig die Indianer damals waren, die gleichen Indianer, denen es Ende des 19. Jahrhunderts, als sie militärisch und politisch niedergeschlagen wurden, nicht mehr möglich war, mit den neuen Verhältnissen fertig zu werden.

Im neunzehnten Jahrhundert wurde dann ein Stamm nach dem anderen vernichtet oder auf unfruchtbare, sandige Landstriche, die ihnen von der Regierung als Reservat zuerkannt wurden, zurückgedrängt. In dieser verzweifelten Lage regte sich gegen Schluß des 19. Jahrhunderts zum letzten Mal der indianische Geist. Von Westen her drang die Kunde zu den Prärie-Indianern, daß ein indianischer Messias im Kommen sei, welcher mit Hilfe der gefallenen Vorfahren das Land der Väter wieder zurückerobern werde.

Broken Arrow, der Großvater Mighty Eagles, war anfangs gegenüber dieser Kunde sehr skeptisch. Mit Recht wies er darauf hin, daß die Stämme alle entwaffnet seien und hungrig und mutlos in ihren sandigen Reservationen herumsäßen und daß nicht einzusehen sei, wie sich das jemals ändern sollte. Eines Abends wurde dann von Anhängern des Messias, den sogenannten Geistertänzern, ein großes Tanzfest organisiert, das sich über Tage erstreckte. Mighty Eagle erzählte mir, daß Broken Arrow, sein Großvater, nachdem er bis zur Erschöpfung getanzt hatte, zu Boden niedergefallen sei und in einer großartigen Vision den Messias habe kommen sehen, worauf er dann einer der aktivsten Geistertänzer wurde.

Mit Hilfe ekstatischer Tänze gelang es den Anhängern des Messias in kurzer Zeit, viele auch der skeptischsten Indianer zu überzeugen, daß der Messias in der Tat zu erwarten sei. Die Geistertänzer-Bewegung erstreckte sich bald über alle Stämme der Prärie. Mit Besorgnis sah die amerikanische Bundesregierung, wie die Bevölkerung der Reservationen wieder in Unruhe geriet und neue Aufstände wurden befürchtet. 1890 versammelten sich einige Geistertänzer mit ihren Angehörigen an dem kleinen Prärielüßchen «Wounded Knee», um mit den benachbarten Indianerdörfern ein Tanzfest zu veranstalten. In der Nähe dieses Flüßchens befanden sich weiße Truppen, wel-

che die Aufgabe hatten, die unruhigen Indianer zu kontrollieren.

Was den Anlaß zu der dann folgenden Tragödie gab, ist schwer zu sagen. Nach den Berichten der Bundesstruppen feuerte ein junger Indianer zuerst auf die Soldaten, nach den Aussagen der Indianer fiel ein Geistertänzer in den Fluß und die Soldaten begannen zum Spaß auf ihn zu feuern, was die Indianer derart rasend machte, daß sie mit Stöcken auf die Soldaten losgingen. Wie auch immer die Wahrheit gewesen sein mag, Tatsache ist, daß sämtliche 300 sich dort befindlichen Indianer mit Frauen und Kindern niedergemacht wurden. Es fiel dann über Nacht Schnee, und als am nächsten Morgen Indianer aus der Umgebung herzukamen und die Geistertänzer mit ihren Frauen und Kindern im rot durchtränkten Schnee liegen sahen, da realisierten auch die begeistertsten Anhänger des Messias, daß dieser nicht fähig sein werde, den Untergang ihres Volkes aufzuhalten. Nach diesem Massaker, in welchem Broken Arrow sein Leben verlor, brach die Geistertänzer-Bewegung vollständig zusammen.

Buffalo Bill, einmal anders betrachtet

Weshalb diese 300 Indianer massakriert wurden, konnte nie mit Sicherheit festgestellt werden, da, wie bei manchem geschichtlichen Ereignis, Behauptung gegen Behauptung steht. Bei meinem Studium der indianischen Geschichte wurde es mir so richtig bewußt, wie oft das gleiche Ereignis von den beteiligten Parteien gänzlich anders dargestellt wird. Ein typisches Beispiel ist die Geschichte von Buffalo Bill, der in Europa hauptsächlich durch seinen Zirkus berühmt wurde. Die «Heldentat», die ihm besonders viel Ruhm einbrachte, wird in den amerikanischen Schulbüchern etwa folgendermaßen dargestellt:

«Buffalo Bill stand mit seinen Getreuen einem kleinen Indianerstamm gegenüber. Sein großzügiges Herz blutete bei dem Gedanken, daß der Tag wahrscheinlich nicht ohne großes Blutvergießen enden würde. So trat er dann vor die Reihen der feindlichen Indianer und sprach: „Laßt uns nicht das Leben zahlreicher werter Männer opfern wegen eines kleinen Streites um die Jagdrechte in diesen Ländereien. Es trete der stärkste von Euch Indianern hervor und ich will mich zum Zweikampf stellen. Verliere ich, so verzichten wir auf un-

sere Ansprüche, verliert mein Gegner, so sollen unsere Rechte anerkannt werden.'

Nachdem Buffalo Bill so gesprochen hatte, beratschlagten die indianischen Krieger und schließlich nahmen sie den edelmütigen Vorschlag an. Ein gewaltiger Krieger löste sich aus ihren Reihen ab und stellte sich Buffalo Bill zum Duell mit dem Messer. Eine Stunde lang bekämpften sich die beiden Männer und schon schien es, als ob Buffalo Bill gegen den geübten indianischen Messerkämpfer den Kürzeren ziehen würde, als ihm plötzlich eine raffinierte Finte gelang und der Indianer vom tödlichen Stahl ins Herz getroffen niedersank.

Obwohl nun Buffalo Bill gesiegt hatte, behandelte er die Indianer dennoch milde und erlaubte ihnen, die Hälfte des umstrittenen Landes zu behalten.»

Ganz anders wickelte sich nach indianischen Überlieferungen dieselbe Episode ab:

«Wieder einmal standen unsere Krieger in hoffnungslosem Kampfe gegen die gut ausgerüsteten Weißen. Wir hatten keine Munition mehr und unsere Vernichtung stand bevor. Einer unserer Häuptlinge kannte Buffalo Bill persönlich und wußte, daß der „Langhaarige“ (so bezeichneten die Indianer Buffalo Bill) Ruhm und Ehre liebte. Seit Tagen hatten wir nichts mehr gegessen und waren schwach und müde. Buffalo Bill schlug uns deshalb vor, die Angelegenheit durch einen Zweikampf zu entscheiden. Er glaubte, unsere Krieger seien so schwach und müde und hungrig, daß keiner einem Zweikampf mit ihm gewachsen wäre. Wir aber wußten, daß jeder unserer Krieger, sei er noch so müde und hungrig, Buffalo Bill im Messerkampf besiegen könnte.

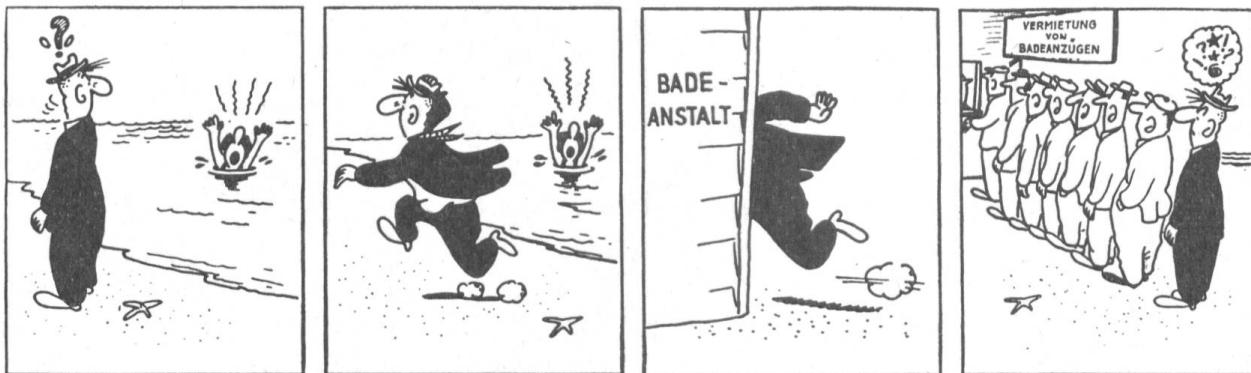
Wir nahmen den Vorschlag zum Duell an, beschlossen aber, Buffalo Bill gewinnen zu lassen, da wir genau wußten, daß, im Falle seiner Niederlage, die Soldaten uns niedermachen würden. So wählten wir als Gegner für Buffalo Bill einen 84jährigen, zahnlosen Greis, genannt Yellow Skin, der sich nur noch mit Mühe fortbewegen konnte und der es vorzog, durch das Messer Buffalo Bills statt durch Altersschwäche zu sterben. Wir behingen ihn mit allem seinem Kriegsschmuck und mit langsamem, zitternden Schritten trat der alte Mann mit einem Messer Buffalo Bill entgegen, der ihn innerhalb weniger Sekunden erstach.

Unser Plan aber erwies sich als erfolgreich. Buffalo Bill war nämlich so glücklich, daß er nun überall herum erzählen konnte, er habe einen gewaltigen indianischen Krieger im Messerkampf erstochen, daß er uns in den nachfolgenden Verhandlungen sehr milde behandelte.»

In lebenslänglicher Kriegsgefangenschaft

Von seinem Vater Stumbling Horse erzählte mir Mighty Eagle, daß er immer schlechter Laune gewesen sei. Den ganzen Tag sei er herumgesessen und habe darüber geklagt, daß er nicht mehr Büffel jagen könne. Die Familie habe öfters Hunger gelitten. Von den acht Kindern des Vaters seien vier an Tuberkulose gestorben. Nach dem Tode jedes Kindes habe der Vater jeweilen gesagt: «Dies wäre nicht geschehen, wenn uns die Weißen in Ruhe gelassen hätten. Warum geben sie uns nicht mehr Nahrung! Wir sind ein verlorenes, gefallenes Volk!»

Bilder ohne Worte



Die Mutter von Mighty Eagle versuchte durch Sticken von Mokassins, die sie in einem Laden in der Stadt verkaufte, etwas Bargeld zu verdienen.

Auch für sie war alles minderwertig, was mit der neuen Zeit zusammenhing. Mit tiefer Verachtung schaute sie auf die Stammesgenossen herab, die unter der Führung der Missionare «weiße Wege gingen» und versuchten, die Bleichgesichter nachzuahmen. Ihre Gefühle diesen Anpassern gegenüber entsprachen ungefähr denjenigen eines guten Zürchers jenen Spekulanten gegenüber, die an Stelle ehrwürdiger Altstadthäuser Apartementhäuser errichten.

In dieser defaitistischen Stimmung wuchs Mighty Eagle in einer Reservation auf. Nach dem Zusammenbruch der indianischen Kultur Ende des 19. Jahrhunderts verfielen die Prärie-Stämme in völlige Passivität. Wie Gefangene saßen sie in den Reservationen, arbeiteten nichts, gingen an Tuberkulose, Syphilis und Alkohol zu Grunde. Sie vertraten die Ansicht, daß sie alles, was über sie gekommen sei, nicht gewünscht hätten, daß die Kultur, welche man ihnen aufzwingen wolle, nicht ihren Idealen entspreche, und es deshalb für sie besser sei, nichts zu tun.

In letzter Zeit beginnen die Indianer aus den überfüllten Reservationen in die Städte überzusiedeln, namentlich seit die jungen Männer als Soldaten mit der weißen Kultur in noch engeren Kontakt gekommen sind.

An einem Samstagnachmittag ging ich mit meiner Frau im ärmsten Teil der Stadt spazieren. Vor einem kleinen, halbzerfallenen Holzhaus saß ein alter, zahnloser Mann in schmutzigen Kleidern und kaute Tabak. Zu seinen Füßen spielten sechs schmutzige Kinder mit dem Unrat, der vor der Türe herumlag. Im Straßengraben vor dem Haus lag ein be-

trunkener junger Mann und erbrach sich. Aus dem Fenster schaute ein halbwüchsiger Burse gelangweilt und traurig. Aus dem Innern des Hauses hörte man das Schreien eines Säuglings.

Es wohnten bestimmt in diesem kleinen Häuschen über zwanzig Personen in Schmutz und Würdelosigkeit. Als ich dieses Elend das erste Mal sah, zog sich mir das Herz zusammen. Das waren also die Nachkommen jener Helden, für die ich mich in meiner Knabenzeit so begeistert hatte und deren unabhängige Lebensgestaltung mir leuchtendes Vorbild war!

In vielen Indianerfamilien der Stadt, die ich später besuchte, bot sich ein ähnliches Bild. Überfüllte Wohnungen und Alkoholismus kennzeichnen das Leben dieser Steppensöhne. Als ich dann später die Indianer genauer kennenlernte, begann ich zu verstehen, weshalb das so ist. Obwohl es verboten ist, den Indianern alkoholische Getränke zu verkaufen, gelingt es ihnen doch immer wieder, zu schlechtem Whisky zu kommen und sich sinnlos zu betrinken.

In unserer Kultur lehrt man schon die kleinen Kinder, daß es wichtig sei, nüchtern und bei klarem Verstand zu bleiben. Obwohl es auch bei uns viele Alkoholiker gibt, ist dennoch Nüchternheit ein allgemein akzeptierter Wert. Ganz anders bei den Steppenindianern. Ihre Kultur ist darauf aufgebaut, daß der Mensch nicht nüchtern sein soll. Aus diesem Grunde sind die modernen Indianer dem Alkoholismus gegenüber wehrlos. Rauschartige Zustände waren es ja, die in ihrer Kultur dem Menschen zum höchsten Glück, zur Verbindung mit Gott, führten. Alkohol ist nun das einfachste Mittel, sich in ekstatische Zustände zu versetzen. Dem heutigen Indianer bleibt leider nur der Rausch. Die Visionen und großartigen religiösen Erlebnisse seiner Vorfahren

Schweizerische Anekdoten

Der Zug näherte sich meinem Reiseziel. Im Korridor stellten sich die Reisenden bereit zum Aussteigen. Zum gleichen Zweck öffnete ich die Coupéüre (ich muß beifügen, daß ich die Sechzig überschritten habe!); davor stand ein junges Fräulein, welches im gleichen Moment wie ich nach dem Handgriff meines Koffers fuhr mit der Frage «Darf ich den Koffer hinaustragen?». Während ich mein «Gerne, wenn Sie so freundlich sein wollen» hervorbrachte, war mein Nachbar in seinen Mantel geschlüpft, reihte sich mir an und murmelte verständlich: «Das ist aber nett von dem Fräulein, sonst hätte ich es nämlich getan!»

* * *

hat er selbstverständlich in der alkoholischen Betrunkenheit nicht. Das Erbe der dionysischen Kultur wirkt sich also heutzutage verhängnisvoll aus.

Solange die Indianer die Prärie frei durchstreiften und sich von Jagd ernährten, war es ihnen selbstverständlich, daß, wenn einer etwas zu essen hatte, sämtliche Verwandten und Freunde sich an dem Schmaus beteiligten. Die Angehörigen siedelten sich dann mit ihren Zelten in der Nähe des glücklichen Jägers an, und dieser freute sich mit ihnen an dem Überfluß. Heute ist es so, daß, wenn ein junger Indianer sich durch harte Arbeit die Mittel erwirbt ein kleines Haus zu kaufen und mit seiner Familie ein glückliches Leben führen will, sich sofort sämtliche Verwandten bei ihm ansiedeln und sich von ihm ernähren lassen.

Ich fragte einmal einen jungen Indianer, der als gelernter Arbeiter ein recht nettes Einkommen und ein kleines Haus hatte, weshalb er denn alle diese ungezählten Onkel, Tanten, Vettern, die auf seine Kosten lebten, nicht einfach fortschicke. Er schaute mich so verwundert an, als ob ich ihn gefragt hätte, weshalb er nicht seine Mutter erschieße.

«Das kann man doch nicht», sagte er, «ich habe ja zu essen, ich habe ja ein Haus.»

So wirkt sich also auch dieses kollektivistische Familiengefühl in der heutigen Zeit so aus, daß es einem jungen tüchtigen Indianer nur mit Mühe gelingen kann, einen einigermaßen anständigen Lebensstandard aufrecht zu erhalten.

Die Ideale der alten Kultur wirken auch hier verheerend. Der Verdienst eines Mannes wird noch heute sozusagen als die Jagdbeute eines glücklichen Jägers aufgefaßt, die man selbstverständlich mit sämtlichen Angehörigen teilt.

Christentum mit Rauschgift

Unter den Indianern findet man wohl die einzigen Christen in Amerika, die ihren Gottesdienst im Geheimen abhalten müssen, voller Furcht, die Polizei könnte etwas von ihrer Andacht erfahren. Die indianische christliche Kirche, insoweit sie nicht zu den offiziellen christlichen Denominationen gehört, weist tatsächlich eigenartige Züge auf. Die Stimmung im Gottesdienst beruht auf der Einnahme von einem Rauschgift, das aus einem mexikanischen Kaktus gewonnen wird.

Als ich einst einen solchen Gottesdienst be-

suchte, war die Stimmung offenbar gerade auf dem Höhepunkt. Die ganze Gemeinde tanzte in langsamem Rhythmus. Der Pfarrer schaute mit merkwürdig glasigen Augen zur Decke hin auf. Auch die Gemeindemitglieder schienen irgendwo in einer fernen Welt zu sein. Das am Anfang des Gottesdienstes genommene Rauschgift verhalf ihnen nämlich wunderbare, farbige Visionen von Christus und namentlich vom Himmel und dem Paradies zu erzielen.

Voller Stolz sagte mir mein Begleiter, daß diese indianische Kirche doch allen anderen christlichen Kirchen bedeutend überlegen sei, indem es jedem Gemeindemitglied nach kurzer Zeit möglich werde, nicht nur vom Paradies zu hören, sondern es auch zu sehen.

Selbstverständlich muß die öffentliche Gewalt diese Verbindung von Christentum und Rauschgiftsucht bekämpfen. Für die Indianer ist dies aber völlig unverständlich, da es eben für sie einer der größten Werte ist, zu religiösen Visionen zu kommen, auf welchem Wege das auch immer geschehe.

Ein weiteres Überbleibsel der dionysischen, visionären Kultur der Steppenindianer ist, daß die Träume außerordentlich wichtig genommen werden. Deshalb suchte mich ja auch Mighty Eagle wegen eines schlechten Traums und nicht wegen irgendwelcher anderer Beschwerden auf.

Anpassung oder Untergang

Nun wieder zurück zu unserem Freund Mighty Eagle! Er bekam von einer Mission als junger Knabe ein Stipendium und konnte die High School, das College und die Universität besuchen. Am College war er einer der besten Schüler, sogar in Mathematik war er hervorragend, was für einen Indianer außergewöhnlich ist. Er war ein ausgezeichneter Fußballspieler, beliebt bei seinen Kameraden, und er galt als Musterbeispiel eines völlig assimilierten Indianers. Er studierte dazu Jus, erhielt eine außerordentlich gute Stelle bei einer großen Handelsfirma, verdiente viel Geld, kaufte sich ein Haus und gründete eine Familie. Er war scheinbar vollkommen angepaßt, ein guter, solider Mittelstandsbürger. Seinen weiteren Lebenslauf schilderte er mir mit folgenden Worten: «Sehen Sie, ich habe alles gekonnt, was Ihr Weißen könnt. Ich war tüchtig, ich verdiente Geld, ich kam um fünf Uhr abends heim, arbeitete etwas im Garten, ich begeisterte mich für Fußball und Base-

ball, las gute Bücher und konnte über sie sprechen. Aber ich war immer todunglücklich. Alles das, was Ihr als wertvoll und schön betrachtet, hat mir, obwohl ich es versuchte, nie gefallen. Es sagte mir nie etwas, am Sonntag schöne Kleider anzuziehen und in die Kirche zu gehen. Es sagte mir nichts, am Abend Bekannte einzuladen und bei einem Glas Fruchtsaft über die Nachbarn zu reden. Alles das war hohl und leer für mich. Ich konnte es, ich beherrschte meine Rolle. Aber letztlich ist für mich nur derjenige ein wertvoller Mensch, dem es gelingt, Visionen wie meine Vorfahren zu haben und mit dem großen Geist in Verbindung zu treten.

Ich weiß, daß das heute nicht mehr möglich ist. Menschen wie meine Vorfäder könnten heute in der modernen Kultur nicht leben. Ich habe keine Visionen. Der Ring meines Stammes ist zerbrochen. Aber lieber gehe ich durch Trunksucht zugrunde, als daß ich versuche, etwas zu erreichen, das mir minderwertig und kläglich erscheint.»

Mighty Eagle hat dann auch wegen Alkoholismus seine Stelle verloren und lebte mit seiner Familie in den trostlosen Slums.

Es ist so, daß den Steppenindianern die zweite Anpassung, die von ihnen gefordert wurde, nicht mehr gelang. Anpassung an neue Zeiten und neue Umstände ist ein Problem für jeden Einzelnen und jedes Volk. Die Lebensfüchtigkeit beruht nicht nur, wie wir in der Geschichte lernen, darin, daß wir dem unsere Eigenart bedrohenden Andersartigen physischen und geistigen Widerstand entgegensetzen, sondern daß wir dieses andere assimilieren. Wir müssen uns alle ständig anpassen und doch müssen wir auch das, was wir ererbt haben erhalten und weitergeben, da wir sonst wurzellos und unglücklich werden.

Die zweite Anpassung, die von den Indianern verlangt wurde, war zu schwierig. Als sie in der Steppe verdrängt wurden, konnten sie sich als freies Volk mit den neuen Problemen auseinandersetzen und ihre Kultur den neuen Verhältnissen anpassen. Nach der politischen und militärischen Eroberung durch die Weißen des 19. Jahrhunderts aber war eine fruchtbare Auseinandersetzung mit der siegreichen westlichen Kultur nur sehr schwer möglich. Man verlangte von ihnen die Aufgabe aller ihrer Werte. Man nahm ihnen oft die Kinder im frühesten Alter weg und erzog sie in Pensionaten in Neu-England, um sie zu assimilieren.

Diese wurden bezeichnenderweise meistens Verbrecher und Vaganten. Sie waren, da sie keiner Volksgemeinschaft mehr angehörten, allen kulturellen und sittlichen Werten gegenüber negativ eingestellt.

Ihre alte Kultur konnten die Indianer auch in der Reservation nicht erhalten. Das einzige, was ihnen übrig blieb, ohne sklavisch ihr eigenes Erbe zu verleugnen, war, der neuen Kultur Widerstand zu leisten bis zu ihrer eigenen, geistigen und physischen Vernichtung.

Ihre Vorfahren zogen oft den Tod der Unterwerfung vor. Sie selber gehen lieben an Alkoholismus und Armut zugrunde, als daß sie sich einer Zivilisation anpassen, die sie nicht hoch schätzen und die ihnen aufgezwungen wird.

Der alte Häuptling lächelt wieder

Meine amerikanischen Kollegen am psychiatrischen Institut

konnten nicht verstehen, weshalb ich soviel Zeit für die Indianer aufwendete. Die meisten betrachteten die Ureinwohner ihres Landes als degenerierte Nachkommen eines primitiven, grausamen Volkes. Für sie galt praktisch der alte Grenzerspruch: «Es gibt zwei Arten Indianer, gute und böse. Die Toten sind die Guten.»

Schließlich waren viele meiner Kollegen Nachkommen der ersten Siedler, die in verbissinem Kampf gegen Blizzards, Dürren, Heuschrecken und Indianer die Prärien besiedelt hatten. Sie waren noch allzusehr Partei, als daß sie ihre ehemaligen Feinde hätten verstehen können.

Vielen indianischen Patienten konnte auch ich trotz meiner Sympathie nicht helfen. Bei einigen aber hatte ich Erfolg.

Mighty Eagle zum Beispiel kam über ein Jahr lang regelmäßig zu mir in Behandlung. Er absolvierte dann einen Kurs an einer landwirtschaftlichen Schule und zog anschließend mit seiner Familie wieder in die Reservation, wo er heute im Auftrag der Regierung seinen Stammesgenossen Berater in landwirtschaftlichen Fragen ist. Er lebt dort in einer ärmlichen kleinen Hütte und nimmt als Tänzer aktiv an den Pow-Hows teil.

Der ihn jeweilen im Traum bedrohende Indianerhäuptling hat sich wieder in einen freundlichen alten Mann verwandelt, der etwas melancholisch, aber wohlwollend lächelnd auf ihn herabsieht.